



dot
books

PHILIPPA CARR

Das Geheimnis im alten Park

Roman

»Augenblicklich ist sie übergücklich und freut sich auf die Zukunft. Verhalte dich ihm gegenüber nicht feindselig. Laß ihr die Freude. Warte, bis du dir deiner Gefühle sicher bist. Du baust Vorurteile gegen ihn auf. Und das ist falsch. Mit der Zeit wirst du merken, daß sich im Grunde gar nichts verändert hat. Sicher, du wohnst in einem anderen Haus. Aber was bedeuten schon Häuser? Das sind nichts weiter als Mauern, zwischen denen man lebt. Und du besuchst uns oft in Cornwall. Pedrek wird auch dort sein.«

»Pedrek schicken sie in die Schule.«

»Nun, es gibt so etwas wie Ferien. Glaubst du vielleicht, er besucht nie wieder seine Großeltern, nur weil er zur Schule geht?«

»Er ist sehr reich, dieser ... dieser ...«

»Benedict. Ja, inzwischen. Willst du ihm das etwa zum Vorwurf machen? Weißt du, die ganze Situation ist nicht so ungewöhnlich, wie du es dir einbildest. Viele junge Leute sind gegen eine Wiederverheiratung ihrer Eltern. Rede dir bloß nicht ein, er wäre ein Schurke. Seit Aschenbrödel haben Stiefeltern einen schlechten Ruf. Aber du bist doch viel zu vernünftig, um dich von derartigen Dingen beeinflussen zu lassen.«

Innerlich fühlte ich mich ein wenig erleichtert. Meine Großeltern hatten mir immer sehr viel Wärme und Verständnis entgegengebracht. Ich sagte zu mir: Und sie sind ja auch noch da. Falls es zu schlimm wird, gehe ich einfach zu ihnen.

Wieder drückte sie meinen Arm. »Nun sag schon, was dich noch beschäftigt.«

»Ich ... ich weiß nicht, wie ich ihn anreden soll.«

Unvermittelt blieb sie stehen und sah mich an; dann lachte sie. Zu meiner Überraschung stimmte ich in ihr Lachen ein.

Sie nahm sich zusammen und machte ein ernstes Gesicht.

»Das ist allerdings ein schwerwiegendes Problem! Wie könntest du ihn nennen? Stiefpapa? Nein, wirklich nicht. Stiefvater? Stiefpaps? Oder einfach Vater?«

»Das kann ich nicht«, sagte ich nachdrücklich. »Ich habe einen Vater, und der ist tot.«

Der harte Zug um meinen Mund konnte ihr nicht entgangen sein.

»Wir wär's mit Onkel Benedict?«

»Er ist nicht mein Onkel.«

»Irgendeine verwandtschaftliche Beziehung besteht. Um hundert Ecken herum. Immerhin kannst du ihn mit gutem Gewissen Onkel Benedict oder Onkel Lansdon nennen. Das also hat dir Sorgen bereitet!«

Sie wußte genau, daß das nicht mein einziges Problem war. Trotzdem war uns beiden nach diesem Spaziergang leichter ums Herz.

Meine Laune besserte sich zusehends. Ich sagte mir immer wieder, daß sich meine Großeltern, was auch geschehen möge, um mich kümmerten. Die Atmosphäre im ganzen Haus hatte sich merklich entspannt, denn die Dienerschaft brauchte sich keine Sorgen mehr um ihre Zukunft zu machen. Alle hatten sich bereit erklärt, mit nach Manorleigh zu gehen. Das neue Haus bot sehr viel mehr Platz als unser jetziges. Wahrscheinlich mußten wir noch weiteres Personal einstellen. Für die Emerys bedeutete das einen Aufstieg. Mrs. Emery war ausschließlich für die Leitung des Haushalts zuständig, und ihr Mann bekam den Posten

des Butlers. Ich behielt meine Abneigung gegen Benedict Lansdon für mich, denn ich wollte nicht allen die Freude verderben.

Dann belauschte ich wieder einmal eine Unterhaltung. Mit der Zeit entwickelte ich in dieser Hinsicht geradezu meisterhafte Fähigkeiten. Wegen meines Alters enthielten mir die Erwachsenen wichtige Dinge vor. Das war zwar nichts Neues und hatte mich in der Vergangenheit kaum gestört, aber angesichts der veränderten Lage wollte ich über alles um mich herum Bescheid wissen.

Jane und Mrs. Emery unterhielten sich wie alle anderen über die bevorstehende Hochzeit.

Ich ging die mit dicken Teppichen belegte Treppe hinauf, deshalb hörten sie meine Schritte nicht. Die Tür zu Mrs. Emerys Zimmer stand halb offen. Sie und Jane räumten einen Schrank aus. Wo ich auch hinkam, überall packte man für den Umzug nach Manorleigh.

Ich wußte genau, daß ich nicht lauschen durfte. Aber ich tat es ohne Skrupel, weil ich soviel wie möglich über den Mann, den meine Mutter heiraten wollte, in Erfahrung bringen wollte. Das war von größter Wichtigkeit für mich – und für sie. Jedenfalls rechtfertigte ich mich auf diese Weise.

»Mich erstaunt ihr Benehmen nicht«, sagte Jane gerade. »Es ist doch nicht zu übersehen, wie sehr sie ihn liebt. Sie benimmt sich wie ein Teenager. Allerdings müssen Sie auch zugeben, Mrs. Emery, er hat schon was Besonderes.«

»Das stimmt«, meinte Mrs. Emery.

»Ich finde«, fuhr Jane fort, »er ist ein richtiger Mann.«

»Du und deine richtigen Männer!«

»Ich bin fest davon überzeugt, eines Tages ist er Premierminister.«

»Jetzt reicht's. Bis jetzt ist er noch nicht mal im Parlament. Man muß abwarten. Die Leute vergessen einen derartigen Skandal nicht so schnell. Und wenn sie nicht von selbst drauf kommen, hilft bestimmt irgend jemand ihrem Gedächtnis nach.«

»Sie meinen die Sache mit seiner ersten Frau. Aber das hat sich doch längst aufgeklärt. Sie hat Selbstmord begangen.«

»Schon. Aber er hat sie nur wegen ihres Geldes geheiratet. Sie war ein bißchen einfältig. Warum sollte ein Mann wie er ein solches Mädchen heiraten? Weil ihr eine Goldmine gehörte.«

»Eine Goldmine?« flüsterte Jane.

»Genau. Daher stammt sein Vermögen. Weißt du, auf dem Land ihres Vaters wurde Gold gefunden, und er kam dahinter. Und was hat er getan? Einen Sohn gab es nicht, also hat die Tochter alles geerbt. Er hat sie geheiratet, und damit gehörte das Gold ihm. Diese eine Goldmine hat ihn zu dem reichen Mann gemacht, der er heute ist.«

»Vielleicht hat er sie geliebt.«

»Ich nehme an, er hat ihr Gold geliebt.«

»Auf jeden Fall ist er nicht hinter Mrs. M's Geld her. Er besitzt ein sehr viel größeres Vermögen als sie.«

»O ja, natürlich, das ist etwas anderes. Ich wollte dir nur beweisen ...«

»Mir was beweisen?«

»Was für ein Mann er ist. Er bekommt, was er will. Er wird in Windeseile im Unterhaus sitzen. Und sobald er drin ist, gibt es für ihn kein Aufhalten mehr.«

»Mir scheint, er imponiert Ihnen, Mrs. Emery.«

»Ich wollte schon immer bei einer Herrschaft beschäftigt sein, die eine große Zukunft vor sich hat. Mr. Emery geht es genauso. Ich sage dir, auf uns kommen im neuen Haus aufregende Zeiten zu. Denk an meine Worte! Aber was stehen wir hier herum und schwatzen! Genug jetzt, sonst werden wir mit dieser Aussortiererei nie fertig.«

Leise ging ich die Treppe hinauf.

Was ich gehört hatte, gefiel mir nicht. Möglich, daß er all die Eigenschaften besaß, die Jane von einem richtigen Mann erwartete, aber mir gefielen sie ganz und gar nicht.

Es folgten hektische Aktivitäten, denn die Nachwahl sollte schon bald stattfinden.

Meine Mutter reiste nach Manorleigh, und Grace Hume verließ die Mission, um ihr zu helfen. Grace hatte Benedict schon einige Male geholfen und sich als außerordentlich tüchtig erwiesen.

Ich hörte, besonders vom Personal, eine Menge über ihre Beziehung, denn Grace war eine enge Freundin von Benedicts erster Frau gewesen. Darüber schrieb die Presse allerdings nichts.

Meine Mutter, die zukünftige Frau des Abgeordneten, hinterließ während der Wahlvorbereitungen einen großen Eindruck in der Öffentlichkeit.

Onkel Peter bemerkte dazu: »Ein Hauch von Romantik sichert die Wählerstimmen.«

Ich fühlte mich einsam und ausgeschlossen, wählte mich von meiner Mutter völlig verlassen. Alle waren vollauf mit den Hochzeits- und Umzugsvorbereitungen beschäftigt. Jede Unterhaltung drehte sich um die Wahlen. Und Miß Brown nahm in ihrem Unterricht stundenlang sämtliche Premierminister Englands durch. Mir gingen Sir Robert Peel und seine Peeler ebenso heftig auf die Nerven wie Lord Palmerston mit seiner Kanonenboot-Politik.

»Als zukünftiges Mitglied einer einflußreichen Politikerfamilie mußt du über die Führungspersönlichkeiten des Landes Bescheid wissen«, behauptete Miß Brown.

Obwohl sich Benedict Lansdons Wahlbezirk seit über hundert Jahren fest in den Händen der Tories befand, bezweifelte niemand, daß er die Wahl gewinnen würde. Jeden Abend hielt er eine Wahlversammlung ab. Er arbeitete unermüdlich, und meine Mutter wich kaum von seiner Seite.

»Sie ist bewundernswert«, bemerkte Onkel Peter nach seiner Rückkehr aus Manorleigh, wo er an mehreren Versammlungen teilgenommen hatte. »Sie ist die ideale Politikerfrau. Wie Helena. Von der Frau eines Abgeordneten hängt viel ab.«

Sie interessierten sich für nichts anderes mehr. Meine Haltung dazu war äußerst zwiespältig. Einerseits wünschte ich mir, er würde die Wahl verlieren. Andererseits tadelte ich mich selbst deswegen, denn das wäre eine entsetzliche Enttäuschung für all die Menschen, die ich am meisten liebte – ganz besonders für meine Mutter. Aber ein kleiner Mißerfolg kann ihm nicht schaden, sagte ich mir. Ich haßte ihn aus tiefstem Herzen, weil er in unser Leben eingebrochen war.

Zur großen Freude der Familie gewann er die Wahl und zog als Abgeordneter von Manorleigh in das Parlament ein. Damit hatte er die erste Hürde überwunden. Sein Sieg erregte großes öffentliches Aufsehen, denn schließlich hatte er den Tories den Sitz im Parlament weggenommen.

In den Zeitungen wurde viel über ihn berichtet. Die Journalisten versuchten, seinen Wahlsieg zu begründen. Sie bezeichneten ihn als gescheit und gut unterrichtet; lobten seine Schlagfertigkeit; behaupteten, er könne sich hervorragend auf Zwischenrufer einstellen. Einstimmig bescheinigten sie ihm, einen hervorragenden Wahlkampf geführt zu haben und über die notwendigen Qualitäten eines Parlamentsmitglieds zu verfügen. Man verglich ihn mit Martin Hume, der in der Tory-Regierung einen Kabinettsposten bekleidete, also sein politischer Gegner war. Die Liberalen genossen ihren Triumph, und Mr. Gladstone verlieh seiner Zufriedenheit Ausdruck.

Benedict hatte das große Glück gehabt, gegen einen neuen Mann antreten zu müssen, den niemand in Manorleigh kannte. An Benedict erinnerten sich die Wähler jedoch gut. Er war ihnen von seiner ersten Kandidatur her bekannt. Der mysteriöse Tod seiner Frau, der ihn damals den fast sicheren Wahlsieg gekostet hatte, schadete ihm deshalb nicht.

Onkel Peter war begeistert und ungeheuer stolz auf seinen Enkel. Die ganze Familie und besonders meine Mutter befanden sich geradezu in einem Freudentaumel.

»Bald ziehen wir in das Haus nach Manorleigh«, sagte sie. »Oh, Becca, du wirst sehen, es wird wunderschön.«

Davon war ich allerdings weniger überzeugt.

Weihnachten war vorbei, und der Frühling kündigte sich an. Damit rückte der Hochzeitstermin unaufhaltsam näher.

Ich hatte ernsthaft versucht, meine bösen Vorahnungen abzuschütteln. Ein- oder zweimal sprach ich mit meiner Mutter über Benedict. Sie redete nur zu gern über ihn, sagte mir aber leider nicht das, was ich hören wollte.

Früher hatte sie mir oft von der gemeinsamen Zeit mit meinem Vater und Pedreks Eltern in den Goldfeldern erzählt. Inzwischen konnte ich mir die australische Goldgräbersiedlung deutlich vorstellen: den Bergwerksschacht; den Laden, in dem es alles Erdenkliche zu kaufen gab; die Hütten, in denen sie wohnten; die fröhlichen Feiern nach einem Goldfund. Ich sah die angespannten Gesichter im Feuerschein, wenn sie ihre Steaks brieten, und spürte ihre Gier nach dem Gold.

Mein Vater unterschied sich deutlich von den anderen. Er verkörperte den charmanten Abenteurer, der um die halbe Welt gereist war, um sein Glück zu machen. Meine Mutter sagte, er sei stets heiter und unbeschwert gewesen. Er hatte immer fest auf sein Glück vertraut. Ich glühte vor Stolz auf meinen Vater und war unendlich traurig, daß ich ihn nicht hatte kennenlernen können. Sein heldenhafter Tod rundete mein Idealbild von ihm ab. Warum hatte er nicht weiterleben dürfen?

Inständig hoffte ich auf irgendwas, das Mutters Hochzeit mit Benedict Lansdon verhindern könnte. Doch die Tage vergingen ohne besonderen Zwischenfall, und der Hochzeitstag rückte immer näher.

Benedict Lansdon hatte ein altes Herrenhaus am Stadtrand von Manorleigh gekauft. Es mußte dringend renoviert werden, aber meine Mutter meinte, es mache ihr selber großen Spaß, das Haus wieder bewohnbar zu machen. Es war Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbaut worden. Zur Zeit Heinrichs des Achten hatte man es bereits einmal modernisiert – zumindest die beiden unteren Etagen, das oberste Stockwerk war noch mittelalterlich.

Hätte dieses Haus nicht *ihm* gehört, so hätte ich mich bestimmt dafür begeistert. Es war zwar nicht mit Cador zu vergleichen, aber trotzdem beeindruckend schön. Eine rote Ziegelmauer umschloß den verwilderten, eingewachsenen Garten, der mir besonders gut gefiel. Dort konnte man träumen und die Zeit vergessen. Hingebungsvoll widmete sich meine Mutter der Renovierung. In ihrer damaligen Stimmung fand sie einfach alles wunderbar. Anfangs wollte ich mich heraushalten, aber es gelang mir nicht. Manor Grange, das Anwesen, zog mich in seinen Bann, und ich begann, mich an den Unterhaltungen über mittelalterliche Dachziegel und Wandverkleidungen zu beteiligen. Das Dach mußte dringend ausgebessert werden, und es war nicht leicht, die passenden Ziegel, die sowohl alt als auch in gutem Zustand sein mußten, zu bekommen.

Im Herrenhaus befand sich eine lange Galerie, die meine Mutter mit Gemälden schmücken wollte. Tante Amaryllis schenkte ihr ein paar Bilder, und meine Großeltern forderten sie auf, sich in Cador Gemälde für Manor Grange auszusuchen. Wäre nicht Benedict Lansdon mit im Spiel gewesen, hätte ich ihre Begeisterung geteilt.

Über der Galerie lag das Dachgeschoß. Dort befanden sich große Zimmer mit schrägen Wänden für das Personal. Mr. und Mrs. Emery hatten ihre Räume bereits besichtigt und sich sehr zufrieden geäußert.

»Am besten wäre es, Sie zögen schon eine Woche vor der Hochzeit nach Manorleigh«, sagte meine Mutter zu Mrs. Emery. »Dann könnten Sie alles Nötige für unseren Einzug vorbereiten.«

Mrs. Emery hielt das für einen ausgezeichneten Vorschlag.

»Wir müssen auch zusätzliches Personal einstellen«, fuhr meine Mutter fort. »Allerdings sollten wir die Leute sehr sorgfältig auswählen.«

Auch hierhin stimmte Mrs. Emery mit ihr überein. Sie platzte fast vor Stolz angesichts ihrer neuen Verantwortung in einem sehr viel größeren Haushalt.

Die Möbel, die meine Mutter behalten wollte, sollten ungefähr eine Woche vor der Hochzeit nach Manor Grange gebracht werden. Unser Haus stand zum Verkauf. Die Woche vor der Hochzeit verbrachten meine Mutter und ich bei Tante Amaryllis und Onkel Peter. Meine Großeltern, die zur Trauung nach London kamen, wohnten auch dort.

Die Emerys zogen hoch erfreut ins neue Haus ein. Jane und Ann waren schon dort. Als erstes kümmerten sich die Emerys um die Einstellung des neuen Personals. Die beiden hatten sich über Nacht verändert; unverhohlen stellten sie ihre neue Würde zur Schau. Von nun an trug Mrs. Emery bevorzugt Kleider aus schwarzem Seidentaft, die beim Gehen raschelten. Außerdem schmückte sie sich mit einer Kette aus Jetperlen und dazu passenden Jetohrringen. Ihre Haltung wirkte gebieterisch und furchteinflößend. Mr. Emery veränderte sich auf ähnliche Art. Er kleidete sich höchst sorgfältig. In seinem makellosen Cut und den gestreiften Hosen war er kaum wiederzuerkennen.

Meine Mutter und ich amüsierten uns köstlich über die Verwandlungen der